Aus Chamberlains "Goethe"

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **12 (1913)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-749571

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

AUS CHAMBERLAINS „GOETHE“

„. . . Am besten vielleicht, da es sich um ein kaum Fassbares handelt, wir erhaschen diese der Natur gewachsene Phantasie in dem Augenblick, wo sie sich am Werke zeigt, das heißt in dem Augenblick, wo unser Dichter sich selber verbessert, indem er herkömmliche Redensart oder knapp anliegende Naturtreue oder grammatische Zaghaftigkeit oder rhythmischen Zwang beseitigt. Dazu bietet die Entstehungsgeschichte Goethescher Gedichte und Prosawerke viele Belege. Greifen wir zuerst weit zurück zu dem einfachen *Fabelliedchen*, wie der erste Druck es nennt. Da lesen wir:

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Ein Röslein auf der Heiden.
Er sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden.

Goethe und Herder werden wohl an dieser Fassung, die sie eingestandenermaßen „aus der mündlichen Sage“ erhielten, kaum ein Wort geändert haben. Bei dem zweiten Druck aber, sechs Jahre später, lautet das jetzt *Röslein auf der Heide* genannte Gedicht:

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden.

Wie viel Leben ist durch Streichung von nur zwei Wörtern hineingekommen! Das Röslein tritt uns jetzt im zweiten Vers ohne das fatale „ein“ wie ein Individuum aus dem Einerlei der Heide entgegen; und die Tilgung des nur logisch geforderten „er“ — „sah, es war“, statt „er sah, es war“ — schenkt dem Blicke des Knaben eine merkwürdige Unmittelbarkeit; und doch ist wenigstens diese zweite Änderung gewiss grammatikalisch nicht unanfechtbar. Nun aber emanzipiert sich Goethe vollends von Herders Mitwirkung und dichtet das Liedchen so um, dass er es als eigenes *Heidenröslein* in die erste Ausgabe seiner Werke aufnehmen darf.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.

An einem einfachsten Beispiel haben wir hier die Metamorphose aus einem lieblichen „Naturwerk“ menschlicher Dichtung in ein vollendetes „Kunstwerk“, und zwar vermittelst der Befreiung der Phantasie. Das „war“ im dritten Vers bezöge sich nach den Regeln der Grammatik auf den Knaben; doch wird wohl nie ein Leser auch nur einen Augenblick bezweifelt haben, die Rose sei gemeint; wir aber verfolgten die Entstehungsgeschichte: erst das erbarmungslos logisch ausführliche „er sah, es war“; dann, schon wesentlich entlastet vom Verstandesballast, „sah, es war“; jetzt kommt das Genie und sagt „war“! Es trägt auch kein Bedenken, den folgenden Vers mit einem „lief“ zu beginnen, das ebenfalls sprachlich — wenigstens vorübergehend — in der Schwebe bleibt; denn da das „er“ und das „und“ gefallen sind und „war“ sich auf das Röslein beziehen soll, so wäre nach den Regeln der Logik vorauszusetzen, „lief“ bezöge sich auch auf das Röslein; erst das Fürwort „er“ deckt grammatikalisch die Rückkehr zum ersten Satzsubjekt auf. Die Phantasie setzt sich über die Grammatik hinweg:

mit welchem Erfolg, das sage sich jeder beim Vergleich. Und nun der Einfall, das Stehenbleiben in ein Hinlaufen umzuwandeln! Wie klein und harmlos das Gebilde auch ist, man muss doch sagen, dieses

Lief er schnell, es nah zu sehn

gleicht dem „Es werde Licht!“ der Schöpfungsgeschichte. Mit einem Schlag ist alles Bewegung und Bewegung ist Leben. Nicht bloß erhalten wir hierdurch die Ferne und die Nähe, das Schlendern und das Laufen, also Raum und Zeit — die Perspektive eines Geschehnisses, sondern namentlich kommt die innere Bewegung jetzt erst zur Geltung. Stehenbleiben in süßen Freuden, weil man an eine schöne Rose zufällig geraten ist, das bringt jedes träge Durchschnittswesen fertig, wogegen Hinlaufen, ja, „schnell“ Hinlaufen, weil der Seele nach der Anschauung des Schönen gelüstet, weil das Schöne wie ein Magnet auf die Seele wirkt, weil jeder Eindruck Wille erweckt und jede Willensregung sofort in Tat umschlägt: das zeigt uns einen regen, feurigen Knaben. Da kann der Poet ruhig die weichliche Redensart „süße Freuden“ aufgeben und durch das schlichte „viele Freuden“ ersetzen; denn jetzt haben wir die Freude erlebt und bedürfen keiner überschwänglichen Versicherungen. Und nun die von Goethes auserwählter Schutzgöttin ihm eingegebene Umgestaltung von „es war so frisch und schön“ in

War so jung und morgenschön!

Frisch ist nur ein Gegensatz zu verwelkt; es ist Naturtreue, nicht Geistespoesie; „jung“ zaubert die Anmut der Natur, wie sie die Seele ewig von neuem entzückt, in das Herz. Und „morgenschön“! Nichts finde ich bezeichnender für Goethe als die Sparsamkeit in der Anwendung solcher Eingebungen; nur für diesen einen Fall erfand und gebrauchte er das herrliche Wort; nie wieder sprach er es aus; dem Heidenröslein gehört es auf ewig. Derartige Neubildungen sind bei ihm nicht Münzen, die er in Umlauf setzt, sondern geprägte Kunstformen, die der einen Gestaltung ihr Dasein verdanken und nun mit dem einen einzigen Werk als organische Bestandteile verknüpft bleiben. Das ist Phantasie, Phantasie, die der Natur gewachsen ist.

Noch sei auf die Umdichtung in der dritten Strophe aufmerksam gemacht. Ursprünglich las man:

Das Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuss das Leiden.

„Er“ ist der Knabe. Eine recht nüchterne, hausbackene Moral, würdig des stehenbleibenden Knaben. Wogegen der wahre Poet dichtet:

Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Musste es eben leiden.

Eine Wendung, die in ihrer unsentimentalen Tragik etwas Hellenisches an sich hat.“ (S. 521—524.) Dazu die Anmerkung: „Die erst in der Ausgabe letzter Hand eingeführte Änderung des zarten „ihr“ in „ihm“ ist ohne Zweifel dem unheilvollen Philologen und Pedanten Göttling zuzuschreiben, der, Goethes Vollmacht missbrauchend, noch so manchen anderen feinen Zug verwischt hat. Auch ist die Lesung „musste“ der ersten Ausgabe von Goethes Schriften, die sowohl Herder wie Goethe selber korrigiert hatten, der jetzigen Lesung „musst“ vorzuziehen, welche sich erst in der Ausgabe von 1806 bis 1810, mitten in den Kriegsunruhen, einschlich.“

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750